

Illustrirtes Unterhaltungsblatt

Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg



Ave Maria. Nach dem Gemälde von E. Nono-Venedig.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Am Grabe meiner Mutter.

Als du dem Lichte mich gegeben,
Umring dich selbst die ew'ge Nacht;
Doch tief in meinem eignen Leben
Empfind' ich deiner Liebe Macht.

Wie aus des Keims verwesenen
Spalten
Ein Schößling treibt im grünen
Laub,
So steh' ich mächtig festgehalten,
O Mutter, über deinem Staub!

Nie hat mir deines Auges
Schimmer
Der Kindheit Dämmerung erhellt,
Und fremd und tot blieb mir für
immer,
Was mir das Nächste auf der Welt.

Nie hat mich klar auf dunklen
Wegen
Dein jugendschönes Bild umschwebt,
Doch deines Opfertodes Segen,
Das Schöne ist's, das in mir lebt.

Ein tödlich Glück, ein sel'ges
Schmerzen,
Das einst das Herz der Mutter
brach,
Verklärt wirkt's in des Sohnes
Herzen

Als Wehekräft der Dichtung nach.
Als du dem Lichte mich gegeben,
Umring dich selbst die ew'ge Nacht;
Doch tief in meinem eignen Leben
Empfind' ich deiner Liebe Macht.

Wilhelm Herz.

Wiedererstanden.

[Fortsetzung.]

Roman von M. C. Braddon.

(Nachdruck verboten.)

Je mehr der Sommer vorschritt, desto mehr besserte sich der Zustand des Patienten, und endlich fühlte er sich wieder so wohl, daß er imstande war, dann und wann sein Zimmer zu verlassen und sogar ein Stündchen im Garten umherzuschleichen.

Eines Abends faßte Doktor Rolling Mut, dem alten Herrn zu gestehen, daß er bei seiner Enkelin um ihre Hand angehalten habe und ihn jetzt in Luciens und seinem Namen bitten möchte, ihnen die Einwilligung zu ihrem Herzensbunde nicht zu verlagern und beide dadurch unendlich glücklich zu machen.

„Ich habe das die ganze Zeit kommen sehen,“ erwiderte der alte Mann, „und ich zürne Ihnen deswegen nicht. Sie erinnern sich, daß ich Ihnen sagte, ich hätte bereits über meine Enkelin verfügt. Das war in gewisser Beziehung richtig. Ich hatte Ausichten für sie, aber sie waren unbestimmt und von meiner Gesundheit abhängig; glaubte ich doch damals, es werde mir beschieden sein, eine noch größere Rolle im Drama des Lebens zu spielen. Es wird mir jetzt nicht mehr schwer, darauf zu verzichten. Heiraten Sie Lucie, sobald Sie imstande sein werden, ihr eine angemessene Häuslichkeit zu bieten. Daß sie ein blutarmes Mädchen ist, wissen Sie. Meine Sammlungen sind alles, was ich besitze, und die werde ich wahrscheinlich einem Museum vermachen.“ —

Noch hatte Doktor Kolling nichts zu der Lösung der Aufgabe gethan, die er übernommen, aber sich den Weg klar zu machen versucht, auf dem er zum Ziele gelangen könnte.

Wie sollte er es anfangen, einen Menschen aufzufinden, der seit zwölf Jahren verschwunden war und jedes Band zerrissen hatte, das ihn an Verwandte und Heimat knüpfte, der in einem fernen Weltteil weilen, aber auch längst schon im Grabe ruhen konnte?!

Er durfte nur auf Erfolg hoffen, wenn er seine Nachforschungen in nächster Nähe begann. Gelang es ihm nicht, Dankmar Wilburg zum Reden über seinen verschwundenen Sohn zu bringen und gewisse Einzelheiten zu erfahren, so war die Sache verloren. Und selbst wenn der Vater die Geschichte des Verschollenen bis zur Zeit seines Verschwindens erzählte, blieb immer noch eine Klüft von zwölf Jahren zu überbrücken.

Eines Morgens, als der alte Mann sich ganz frei von Schmerzen fühlte und infolgedessen besonders gut gelaunt war, hielt Doktor Kolling den günstigen Augenblick gekommen, mit seinem schwierigen Thema hervorzutreten.

„Ich habe mich oft gewundert,“ sagte er im Laufe des Gesprächs, in dem sie die verschiedensten Gegenstände erörtert hatten, „daß ein Mann von so ruhigem Temperament wie Sie einen lebenslänglichen Groll gegen seinen einzigen Sohn hegen kann. Verzeihen Sie, wenn ich einen Punkt berühre, der, wie ich weiß, Ihnen schmerzlich.“

„Er ist mir nicht schmerzlich, lieber Doktor,“ unterbrach ihn der Alte in scharfem Ton, „nicht schmerzlicher, als wenn Sie des ersten besten Schurken auf der Straße, den ich nie gesehen habe, erwähnten. Es gab eine Zeit, wo an meinen undankbaren, verruchten Sohn zu denken, mir war wie das Brennen einer Todeswunde. Der Schmerz hat sich abgestumpft und endlich ganz aufgehört. Vor zwölf Jahren beweinte der Vater den einzigen Sohn, der ihn entehrt hatte, heute habe ich keinen Sohn mehr.“

„Ein harter Ausspruch!“ entgegnete Kolling tief ergriffen, denn in der zur Schau getragenen Kälte dieses Mannes verriet sich mehr wahres Gefühl als in manchen wortreichen Kundgebungen des Grams. „Aber so unwürdig er Ihnen auch zu scheinen mag, glaube ich doch, daß Sie ihn noch nicht ganz aus Ihrem Herzen verbannt haben.“

Eine Wolke umdüsterte das Gesicht Dankmar Wilburgs, das graue Haupt sank auf die Brust, aber er gab sich keiner Schwäche hin.

„Mir unwürdig schien!“ wiederholte er, „nein, er war unwürdig.“

„Sie haben mir nie gesagt, was er verbrochen hat!“

Der alte Mann erhob den Kopf und sah mit seinen durchdringenden Augen Doktor Kolling zornig an.

„Sind Sie neugierig?“ fragte er. „Nun, Sie haben eigentlich das Recht, etwas über die Familie zu erfahren, mit der Sie sich durch Ihre Heirat zu verbinden beabsichtigen. So vernehmen Sie denn, daß der Vater Ihrer künftigen Frau ein Lügner und ein gemeiner Dieb war.“

Doktor Kolling prallte zurück, als ob ihm selbst eine Beschimpfung angethan worden wäre.

„Ich kann nicht glauben —“ rief er.

„Warten Sie, bis Sie die Geschichte gehört haben, ehe Sie versuchen, die Thatsache zu bestreiten. Daß meine Jugend arbeitsreich und entbehrungsvoll war, wissen Sie. Meine Ehe war keine glückliche. Meine Frau war eine Spanierin aus Südamerika, und schön wie ein altitalienisches Porträt. Leider besaß sie ein unglückseliges Temperament. Vergnügungssüchtig bis zum Wahnsinn, war sie nie zufrieden, wünschte sie selten etwas, was erreichbar schien. Ich that alles, was in meinen Kräften stand, ihr Leben angenehm zu machen, sie hatte aber für meine Bemühungen nur Spott. Ihr Vater war einmal reich gewesen, doch hatte er fallirt, als sie noch in den Kinderjahren stand; trotzdem waren ihr aus den Zeiten des Glanzes verschwenderische Gewohnheiten geblieben. Ich kam schnell genug zu der Erkenntnis, daß sie meinen geschäftlichen Untergang herbeiführen würde, wenn ich ihr in Geldsachen freie Hand ließe. Aus einem nachsichtigen Gatten wurde ich, wie sie behauptete, ein geiziger Tyrann. Ihre Unzufriedenheit ging in Haß über. Oft lief sie fort, um bei einer verwitweten Tante, einer abscheulichen Person, Unterkunft zu suchen. Ich holte sie immer wieder zurück, aber jeder dieser Auftritte erweiterte die Klüft zwischen uns. Als unser Söhnchen alt genug war, sich in unsere Streitigkeiten zu mischen, stand er stets auf Seite der Mutter. Natürlich, denn er war immer um sie, hörte ihre Klagen über die schlechte Behandlung, die sie von mir zu erdulden hatte, wurde von ihr verzogen und durfte sich jedes Vergnügen verschaffen, nach dem ihm gelüstete. Das Geld wurde aus meiner Kasse gestohlen. Die Mutter lehrte ihn, mich bestehlen.“

„Entsetzlich!“ rief Kolling.

„Doch auch zwischen Mutter und Sohn gab es oft böses Blut, und eines Tages kam mein kleiner Roland zu mir und bat mich,

ihn in eine Pension zu bringen; er könne es nicht länger bei ihr aushalten, ihre Wut sei nicht zu ertragen. Wenn er bei ihr bliebe, würde es ein Unglück geben. Gestern habe er sich nicht anders zu helfen gewußt, als mit gezücktem Messer auf sie loszugehen. Hörte sie nicht auf, ihn zu reizen, wie es mitunter geschehe, so könnte er dahin kommen, sie zu erstechen. Nach diesem kaltblütigen Geständnis erklärte mir das zwölf Jahre alte Bürschchen, er wünsche nichts sehnlicher, als eine Schule in Deutschland zu besuchen. Ein einziges, aber ein sehr bedeutendes Talent war bei ihm zum Vorschein gekommen, das für die Musik. Er war, zu meinem Leidwesen, geradezu ein musikalisches Genie. Schon mit fünf Jahren war es seine größte Freude, Geige oder Klavier zu spielen. Um seine bösen Neigungen im Keime zu ersticken, übergab ich ihn der Obhut eines anerkannt tüchtigen Pädagogen; später schickte ich ihn auf das Gymnasium von Harrow, und nach seiner glücklich überstandenen Maturitätsprüfung bezog er die Universität Oxford, Balliol, die Fakultät, an der auch Sie studierten. Ein Jahr, nachdem er mich verlassen hatte, starb seine Mutter.“

Der alte Mann schwieg eine Weile, die kalten grauen Augen starrten blindlos vor sich hin.

„Ich brauche Sie nicht mit den Einzelheiten seines Universitätslebens zu belästigen,“ nahm er seine Mitteilungen wieder auf; „es genüge Ihnen, wenn ich Ihnen sage, er war ein Ausbund aller Tugenden. Er hatte sich für das Rechtsstudium entschieden, doch dachte er nicht daran, sich wirklich damit zu befassen, sondern nur, mein sauer erworbenes Geld zu vergeuden. Als es mir zu arg wurde, berief ich ihn nach Hause und forderte ihn auf, sich an meinem Geschäft zu beteiligen.“

„In jenen Tagen müssen Sie ihn noch sehr geliebt haben, sonst würden Sie nicht so nachgiebig gegen ihn gewesen sein.“

„Ich geliebt, ja!“ seufzte Dankmar Wilburg. „Ich liebte ihn und war stolz auf ihn, trotz seiner Untugenden, stolz auf sein hübsches Gesicht, seine vornehme Erscheinung und seine Klugheit. Mein Gott, er war das einzige Geschöpf auf Erden, das ich zu lieben hatte. Er kam nach Hause und arbeitete sich erstaunlich schnell in seinen neuen Beruf ein. Erst nachdem er mein Vertrauen erworben und mich überredet hatte, ihn zum Geschäftsteilhaber zu machen, entdeckte ich, daß er sich nicht im geringsten ändert. Wie er mich als zwölfjähriger Burjsche bestohlen hatte, bestahl er mich jetzt, nur in größerem Maßstabe. Meine Vorräte verschwanden, meine Bücher waren gefälscht. Eines Tages eröffnet er mir, er habe sich vor einigen Jahren verheiratet, seine Frau sei nach kurzer Ehe gestorben und hätte mir ein Enkelchen geschenkt. „Du hast Kinder gern,“ sagte er mir, „Du wirst also nichts dagegen haben, wenn ich meine kleine Lucie hierher bringe.“

„Sie willigten ein?“

„Natürlich! Lucie kam denselben Abend, ein stilles, bleiches Kind. Ueber ihre Mutter konnte ich sehr wenig erfahren, auch nicht woran oder wo sie gestorben war, nicht einmal ihren Familiennamen. Die Kleine hatte von alledem keine Ahnung. Eines Morgens kam ich sehr früh in sein Zimmer, um ihn zu wecken, er sollte in Geschäftsangelegenheiten eine Reise unternehmen. Zu meinem Erstaunen sah ich auf seinem Nachttisch Gold und Banknoten unhergestreut. Von diesem Augenblick an kannte ich das Schlimmste seiner Tugenden. Er war ein Spieler. Zur Rede gestellt, leugnet er alles und wußte mich wieder in Sicherheit zu wiegen. Ein Jahr darauf verkaufte ich mein Lager, um bares Geld in die Hände zu bekommen, mit dem ich mein Geschäft zu erweitern beabsichtigte. Das Geld, sechshundert Pfund, schloß ich in meinen Geldschrank, der selbst meinem Sohne unzugänglich war, und setzte mich, den Schlüssel in der Tasche, zum Essen nieder.“

Wieder trat eine Pause ein. Wieder umschatteten Wolken trüber Erinnerungen die Stirn des alten Mannes.

„Das Kind war schon zu Bett, und Roland und ich nahmen im Wohnzimmer unser Mahl ein. Ich trank wie gewöhnlich nur ein Glas Rotwein; dennoch befand ich mich eine halbe Stunde nach dem Essen im tiefsten Schlaf, der je meine Sinne umnebelt hatte. Es war etwas in den Wein gemischt worden, und zwar von der Hand meines Sohnes. Ich erwachte lange nach Mitternacht mit heftigen Kopfschmerzen und einer Uebelkeit, wie sie sich nach dem Genuß von Opium oder Morphinum einzustellen pflegt. Fröstelnd fragte ich mich, was mit mir geschehen wäre. Um mich war es stockfinster. Unwillkürlich fühlte ich nach dem Schlüssel in der Tasche. Ja, er war da, alles in schönster Ordnung. Ich schwankte zu Bett, verwundert über die ungewöhnliche Wirkung des Weines. Am nächsten Morgen war ich so krank, daß meine Wirtschaftlerin nach dem nächsten Arzt schickte. Er fühlte mir den Puls, sah mir in die Augen und fragte, ob ich irgend ein Opiat genommen hätte. Jetzt wurde es mir klar, daß man mir Gift beigebracht hatte. Sobald der Arzt wieder fort war, stand ich auf, fuhr in meine Kleider und eilte an meinen Geldschrank. Die sechshundert Pfund waren fort, mein Sohn hatte mich bestohlen.“

„Schurke!“ murmelte Doktor Kolling.

„Den Diebstahl hätte ich vielleicht verwinden können, aber das Opium konnte ich ihm nicht vergeben. Das traf mich zu tief. Ein Mensch, der das zu thun vermag, sagte ich mir, ist auch imstande, seinen Vater zu vergiften, und ich riß den einzigen Sohn aus meinem Herzen. Es war ein schmerzhafter Riß, der auf Jahre ein wundtes Gefühl zurückließ. In jener halben Stunde war meine Liebe zu ihm gestorben. Ich machte keinen Versuch, seiner habhaft zu werden oder mein Geld wiederzuerlangen.“

„Sie haben Ihrer Enkelin nie etwas von diesem Vorkommnis erzählt?“

„Nein, dazu war ich nicht grausam genug; deshalb betrauert und betrauert sie ihn, als wäre ihm von mir ein schweres Unrecht geschehen.“

„Was wissen Sie von den ferneren Schicksalen Ihres Sohnes?“

„Durch Zufall erfuhr ich, daß er sich einen Monat, nachdem er den Diebstahl begangen, nach Amerika eingeschifft hatte. Mehr habe ich nicht gehört. Er fuhr mit einem spanischen Dampfer, der „Aleopatra“, die nach Rio de Janeiro bestimmt war.“

Das war alles, was Kolling von der Geschichte des Verschwindens mitgeteilt wurde — eine schwache Spur, den Aufenthaltsort eines Mannes zu entdecken, der seit zwölf Jahren verschollen war.

10.

Doktor Kolling mußte sich eingestehen, daß er sich der von ihm etwas

leichtfertig übernommenen Aufgabe nicht gewachsen fühlte.

„Ich bin vielleicht ein geschickter Arzt,“ sagte er sich, „aber umbe- dingt ein schlechter Detektiv.“

Ich werde die Sache lieber einem Manne von Fach übergeben und Leo Born damit betrauen.“ Einmal entschlossen, das zu thun, verlor Doktor Kolling auch weiter keine Zeit, sondern suchte Leo Born sofort in seinem

Bureau auf und war so glücklich, ihn

zu Hause zu finden. Er war ein kleiner Mann von schlichtem Wesen und militärischer Haltung.

Unumwunden vertraute Doktor Kolling dem Detektiv alles an, was er über Roland Wilburg wußte, über seinen Charakter, sein Vorleben, das Schiff, auf dem er abgeseelt war, und die ungefähre Zeit seiner Abreise.

„Der Fall scheint mir nicht gerade hoffnungsvoll,“ bemerkte der Detektiv. „Zwölf Jahre, das ist eine lange Zeit. Bedenken Sie, wie viele Erdbeben in zwölf Jahren zu verzeichnen, wie viele Schiffe gestrandet und wie viele Revolutionen sich inzwischen abgespielt haben. Auch ist nicht zu vergessen, daß ein Mensch wie der, für den Sie sich interessieren, seinen Namen mittlerweile unzählige Male geändert haben wird. Indeß kann ich die Geschichte drüben jemand übergeben, der an Ort und Stelle alles thun wird, was möglich ist.“

„Drüben? Heißt das in Rio? Haben Sie Ihre Geschäftsverbindungen auch in so entfernten Teilen der Welt?“

„Es giebt wenige Winkel der bewohnten Erde,“ erwiderte Leo Born mit einem selbstgefälligen Blick auf die Landkarte beider Erdhälften, die ihm gegenüber an der Wand hing, „wo ich nicht meine Geschäftsverbindungen hätte.“

Die Angelegenheit wurde ziemlich schnell erledigt. Doktor Kolling erlegte eine bedeutende Anzahlung, und Leo Born versprach ihm, mit großem Eifer ans Werk zu gehen.

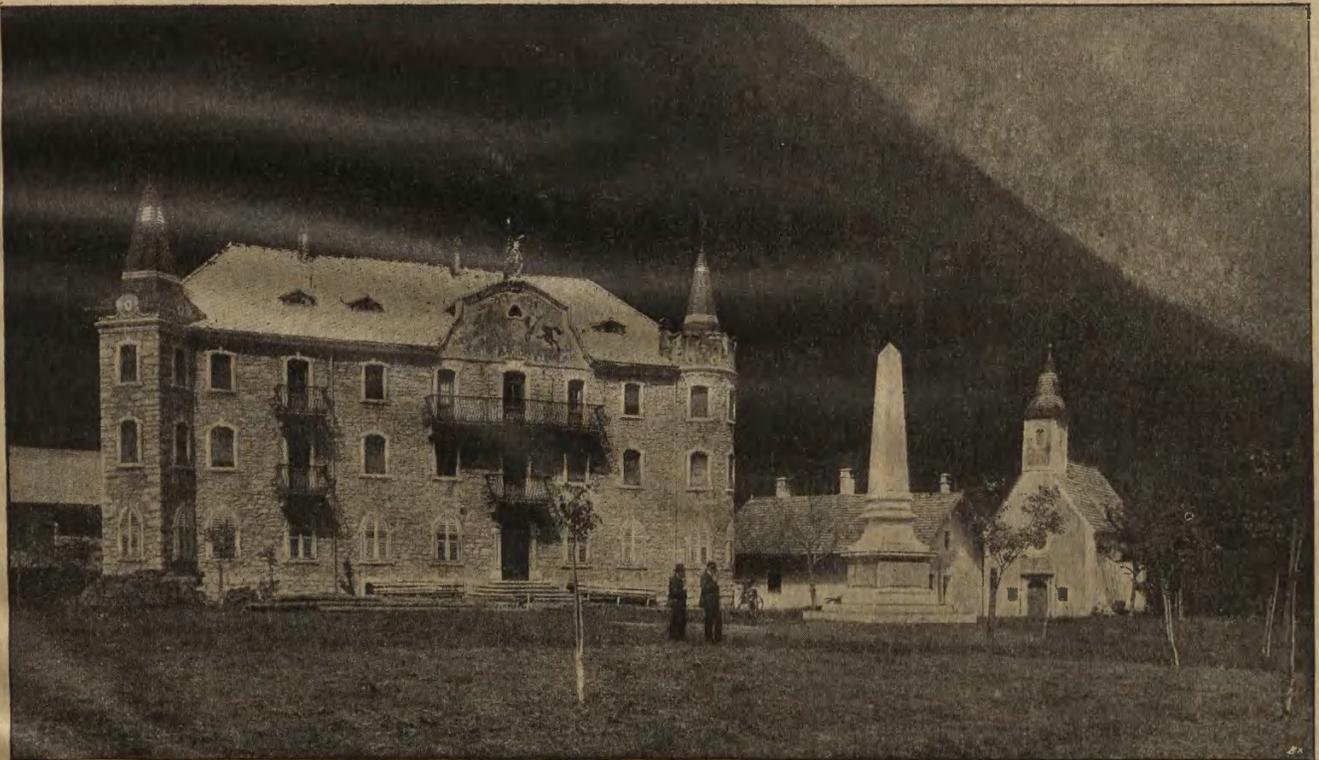
„Ich habe eine große Bitte an Dich, Julius,“ sagte eines Abends Lucie zu ihrem Bräutigam. „Der arme Großpapa ist um diese Stunde jetzt so selten hier unten. Wächstest Du nicht Deine Violine mitbringen und, wenn Großpapa sich in sein Zimmer zurückgezogen hat, mir manchmal etwas vorspielen? Die Wohnstube ist so weit von seinem Zimmer entfernt, daß kein Ton zu ihm dringen wird.“

„Gut, ich werde morgen in Begleitung meiner Amati erscheinen, aber tagsüber mußt Du sie vor Deinem Großvater in irgend einem dunklen Winkel verbergen. Wenn der alte Herr sich zur Ruhe begeben hat, sollst Du mir sagen, ob Dir mein Spiel gefällt.“

Es waren glückliche Abende, wenn Doktor Kolling bei hereinbrechender Dämmerung seiner Violine süßtraurige Weisen entlockte, und Lucie und Frau Wyndham, die alte Wirtschafterin, der Musik lauschten.

Diese Konzerte waren natürlich nur seltene Ereignisse. Der Zustand des alten Herrn hatte sich allmählich gebessert, und mit der Wiederkehr seiner Kräfte fühlte er auch das Bedürfnis nach Gesellschaft, und der Doktor und Lucie mußten die Abende in seinem Zimmer verweilen.

Das friedliche Leben des jungen Arztes wurde durch eine Botschaft Gottfried Trevors unterbrochen, der in seiner Verlegenheit sich wieder an den erprobten Freund wendete. Er schrieb:



Das Denkmal in der Sachsenklemme zur Erinnerung an die im Jahre 1809 gefallenen Sachsen und Tiroler.

Teuerster Julius!

Gilford, 12. August.

Ich darf wohl annehmen, daß Du überrascht sein wirst, daß ich mich noch immer in dem alten langweiligen Nest befinde, immer noch in derselben trüblichen Gemütsverfassung. Wüßte ich nicht, daß Du allezeit bereit bist, mir Deinen Beistand zu gewähren und meine Verfehlungen gegen Dich schnellstens zu vergessen, so würde ich kaum wagen, die Bitte an Dich zu richten, zu mir zu kommen und mir zu helfen. Du bist der Einzige, dem ich unbedingt vertraue, dem ich ohne Bedenken das Geheimnis meines Herzens offenbare. Komm so schnell wie möglich zu Deinem treuen

Gottfried!

Doktor Kolling reiste nachmittags von London ab und kam gegen Abend in Gilford an. Sie begrüßten einander in der gewöhnlichen herzlichen Weise.

„Nun, Gottfried, was giebt es?“ fragte Doktor Kolling, neben Trevor dem Städtchen zuschreitend. „Wahrscheinlich immer noch die alte Geschichte?“

„Ja, Freund, mit geringen Abwechslungen. Sie ist hier, und ich kann mich nicht losreißen.“

„Aber, wie kommt es, daß Frau Wyndon noch hier ist? Stehen denn noch Konzerte in Aussicht?“ fragte Doktor Kolling seinen Begleiter weiter aus.

(Fortsetzung folgt.)

Der Besuch auf der Farm.

Novelle von Friedrich Thieme.

Nachdruck verboten

Tief im Urwald von Arkansas lag die Farm des Mr. Schilling. Franz Schilling war ein Deutscher, aber er hatte eine Amerikanerin geheiratet, und die große Farm mit dem ausgedehnten Besitz an Ländereien und Waldungen von ihren Eltern, deren einziges Kind Adele war, ererbt. Franz hatte Glück gehabt, er war als armer Knecht in den Dienst des reichen Farmers getreten, doch man merkte ihm an, daß er ein Mann von höherer Bildung war, und dieser Umstand in Verbindung mit seinem stattlichen, angenehmen Aussehen und seiner Gesittung, Arbeitsamkeit und Thätigkeit gewann ihm bald Adels und ihrer Eltern Herz, sodaß alle drei seiner Werbung um die Hand des hübschen jungen Mädchens mit offenen Armen entgegenkamen.

Nun war Franz schon seit zehn Jahren glücklicher Gatte und Vater — drei blühende Kinder umjubelten ihn — und seit fünf Jahren, seit der Schwiegereltern Tod, alleiniger Besitzer des reichen Anwesens. Die Nachbarn und alle die ihn kannten, nannten ihn einen glücklichen Mann, und er hätte es wohl sein müssen. Und doch schien er sich seines Glückes, seiner lebenswürdigen Frau und seiner Kinder nicht recht zu freuen, er war immer still, in sich gekehrt und traurig, und nur in der Arbeit fand er Befriedigung. So war er vom ersten Tage an gewesen, und da er dabei so gut und liebevoll war, so hilfsbereit gegen Jedermann, so nahm seine Frau an, es müsse das wohl so in seinem Charakter liegen, oder es sei ihm vielleicht einmal ein großes Unglück im Leben begegnet, das sein ganzes inneres Wesen verwandelt habe, und damit möge es auch zusammenhängen, daß er nie über seine Vergangenheit sprach, selbst nicht gegen sie.

Und doch gab es auch Tage, an welchen Franz wie ausgewechselt war, und das waren solche, an denen die einsame Farm Besuch von Deutschen erhielt, die noch nicht lange ihrem Vaterlande den Rücken gekehrt hatten. Dann bemächtigte sich seiner eine fieberhafte Aufregung, die er kaum zu verbergen vermochte. Alles wollte er von ihnen wissen, wo sie her waren, ob sie da und dort bekannt seien und vieles andere mehr, und nur schwer glitt sein Gemüt in die alten Gleise zurück. Derartige Besuche gehörten indessen zu den Seltenheiten, manchmal vergingen ganze Jahre, bevor wieder einmal ein Landsmann dieser Art auf der Farm einkehrte.

An einem stürmischen Aprilabende war es aber doch der Fall, ein junger Deutscher, der sich Winkler nannte, nahm die Gastfreundschaft des Farmers in Anspruch. Der Fremde befand sich erst wenige Monate im Lande, hatte auf einer etwa fünfzig Meilen entfernten Niederlassung gearbeitet, seine Stelle aber der schlechten Behandlung wegen aufgegeben und sich nun auf den Weg gemacht, eine neue zu suchen.

Nachdem er mit dem Farmer und seiner Familie das reichliche Abendbrot eingenommen, fragte ihn dieser seiner Gewohnheit gemäß nach dem alten Lande aus. Vor allen Dingen erkundigte er sich, in welcher Gegend Deutschlands er zu Hause sei.

„In Selchingen, im B'schen,“ erwiderte der Gast.

„In — in Selchingen?“ wiederholte Franz, während jeder Blutstropfen aus seinen Wangen wich. „In Selchingen im Wildenthal?“

„Ganz recht — kennen Sie den Ort?“

Der Farmer sammelte alle seine Kräfte. „Ein wenig — ich bin auf der Wanderschaft durchgekommen,“ warf er mit anscheinendem Gleichmut hin. „Ein hübsches Städtchen — als ich damals dort war, herrschte gerade unbeschreibliche Aufregung wegen eines am Tage vorher begangenen Mordes.“

„Wegen eines Mordes — wann war das?“

„Vor etwa zwölf Jahren.“

„Ach so — damals war ich erst elf Jahre alt — aber ich besinne mich ganz gut darauf. Man hatte einen Förster erschossen.“

„Einen Förster, richtig,“ murmelte der Farmer in der Weise eines Mannes, der sich so obenhin erinnert. „Der Mörder war, glaube ich, entflohen?“

Der Gast schüttelte lebhaft den Kopf.

„D nein — den nahm man nach wenigen Tagen schon fest — er sitzt jetzt noch.“

Auf dem Antlitz des Farmers erschien ein Ausdruck mit unbeschreiblicher Verwunderung gemischten Schreckens.

„Man hat ihn ergriffen? Er sitzt noch?“

„Natürlich.“

„Wer war es denn?“

„Ein berühmter Wilddieb, ein gewisser Ruthenus, der den Förster Hefel, der ihm schon lange nachgespürt, erschoss, weil er

sich von ihm erkannt sah. Er wurde für den Mord zum Tode verurteilt, aber vom König zu lebenslanglichem Zuchthaus begnadigt.“

„Hat er — die That eingestanden?“

„Das weiß ich nicht — wenn er's nicht gethan hat, so hat's ihm sicher nicht viel geholfen. Denn im Zuchthaus sitzt er nun doch und kommt Zeit seines Lebens nicht wieder heraus.“

Der Farmer sagte nichts mehr, er richtete keine Frage mehr an seinen Gast, als aber auch nicht weiter, sondern stellte sich nur, als nehme er noch einige Bissen zu sich, und sobald es, ohne daß es auffiel, geschehen konnte, zog er sich unter dem Vorwand, er habe heftige Kopfschmerzen, in sein Schlafgemach zurück.

Seine Frau folgte ihm nach einiger Zeit dahin, sie fand ihn auf einem Stuhle am Bett sitzen, den Kopf auf das Bett gelegt, den Arm unter der Stirn.

„Franz, was fehlt Dir nur?“ forschte sie, ihm sanft über das blonde Haar streichend.

„Nichts, Adele — ich habe Kopfschmerzen, das ist alles.“

„Hat die Erzählung des Fremden Dein Heimweh wieder geweckt?“ fragte sie mitleidig.

„Nein, laß mich nur. Morgen wird alles wieder gut sein.“

Weiter war nichts aus ihm herauszubringen. Kopfschüttelnd begab sich die junge Frau zur Ruhe, lange mied sie der Schlaf, ihres Mannes Kummer ging ihr zu Herzen. Endlich siegte die Erschöpfung, die qualvoll geöffneten Lider schlossen sich, ihre Brust hob und senkte sich in den tiefen, regelmäßigen Wellen des Schlummers. Plötzlich schreckte sie auf, sie fühlte eine leise Berührung ihrer Stirn und den Druck einer Hand auf ihrem Arm.

Verwundert blickte sie auf — im ersten Dämmerlicht des Morgens stand ihr Gatte vor ihr, fix und fertig gerüstet für eine Reise, ein Bündel über die Schulter gehängt, den Knotenstock in der Hand.

„Um Gottes willen, wo willst Du hin, Franz?“

„Ich komme, von Dir Abschied zu nehmen, Adele, Abschied für immer.“

„Für immer?“

„Ja.“

Erschrocken starrte sie ihn an, sein starker Körper bebte wie Espenlaub, sein Antlitz war blaß wie Marmor. Aber aus seinen blauen Augen leuchtete ein eiserner Entschluß.

„Ich will der Dual, die mich seit 12 Jahren verzehrt, ein Ende machen, Adele. Bernimm die Wahrheit. Ich bin Deiner nicht würdig, und meine Kinder müssen sich meiner schämen. Eine schwere Schuld lastet auf meinem Gewissen — ich bin ein Mörder, Adele, ein feiger, erbärmlicher Mörder!“

Die junge Frau bebte zurück und barg ihr Antlitz in den Kissen ihres Bettes.

„Ich bin es, welcher den Mord begangen hat, von welchem gestern Abend der Fremde erzählte,“ fuhr der Farmer in seinem Bekenntnis fort. „Selchingen ist mein Geburtsort. Anton Hecker und ich waren als Gehilfen dem alten Förster Börnemann beigegeben, doch zwischen uns bestand ein nichts weniger als kameradschaftliches Verhältnis, denn wir waren sowohl Konkurrenten in der Bewerbung um die Försterstelle, die durch die Pensionierung des kränklichen Börnemann bald frei werden mußte, als auch in der Liebe zu Marie, der reizenden Tochter des Försters, und die Eifersucht gestaltete sich bei mir zum grimmigen Haß, als Marie meinen Kameraden mir vorzog, und dieser, als künftiger Schwiegerjohn des Försters, auf dessen Befürwortung auch die schöne Stelle erhielt. Es war gerade in der Nacht vor dem Tage, an welchem Anton und Marie Hochzeit machen wollten, eine schöne, warme, mondhele Septemhernacht. Tief im Walde ging ich, in trübe Gedanken versunken, als ich plötzlich meinen Nebenbuhler erblickte. Er stand in der Mitte einer kleinen Lichtung neben einem Hornbaum, die Flinte im Anschlag, im Begriff, auf ein Wild abzudrücken. Wie ein Blitz durchzuckte mich der Gedanke, wenn ich nicht glücklich sein darf, so sollst Du es auch nicht werden! Und meiner Bestimmung nicht mächtig, riß ich das Gewehr in die Höhe und zielte. Zwei Schüsse fielen dicht neben einander, einer von seiner Büchse, den er auf das Wild abgefeuert, und gleich darauf der meinige. Das Dröhnen des Schusses brachte mich zum Bewußtsein, ich wußte kaum, daß ich geschossen hatte, und doch war es der Fall, der Unglückliche brach zusammen, ich eilte auf ihn zu, er lag in seinem Blute tot, tot, gemordet durch mich!“

Der Erzähler stöhnte auf in der Erinnerung an die entsetzliche Szene.

(Schluß folgt.)



Seerosen. Nach dem Gemälde von Jahn Ekenæs.

Das Pflegekind.

[Fortsetzung.]

Roman von Elisabeth Meyer-Förster.

[Nachdruck verboten.]

So war Karl wieder in das Geschäft eingetreten, und nahm vom ersten Tage an alle Lasten und Verpflichtungen, deren Paul so rasch überdrüssig geworden, allein auf seine Schultern. Bald gestaltete sich das Verhältnis so, daß Paul nur täglich einmal erschien, um pflichtgemäß nach dem Rechten zu sehen. Aber immer schwerer wurden Paul diese notgedrungenen Gänge, immer unlieber löste er sich aus der Einsiedelei, die er sich und den Seinigen geschaffen, los, um sich den verhassten Geschäften zu widmen. Die schlechten Resultate, die Karl ihm trotz aller Vorsicht nicht verhehlen konnte, ließen ihn kalt. Der pekuniäre Niedergang, der ihn immer mehr bedrückte, beunruhigte ihn nicht. Eine traurige Veränderung war mit ihm vorgegangen. — Anteillos ließ er das Leben an sich vorüberziehen.

Enger fettete es ihn von Tag zu Tag an die Stätte Erde, in der Johanne zur Ruh' gebettet war. Auf dem Tempelhofer Friedhof war ihr Grab, und an diesem stillen und dörflichen Ort mietete er dicht in der Nähe des Kirchhofs eine Wohnung. Mühsam nur bekam ihn die Großmutter dazu, daß er von Zeit zu Zeit den Weg nach der Stadt hinüber antrat, um einen Blick in's Geschäft zu thun. Ihm war es, wenn er auf dem Rückwege der Chaussee wieder zuschritt, und fern die Türme von Tempelhof winken sah, als lebe er dort drüben mit Johanne wie einst vereint, und nur in dem geräuschvollen, betäubenden Trubel der Stadt fühlte er in hilfloser Verzweiflung, daß sie geschieden war.

Karl der Anecht war kein ungetreuer Haushalter. Er schaffte und radste gleich einem Arbeiter von früh bis zum späten Abend, und war Prinzipal, Hausknecht und Ladendiener zu gleicher Zeit. Sein Weib, das er mit dem Kinde aus der thüringischen Heimat hatte nachkommen lassen, stand ihm dabei getreulich zur Seite; dennoch schien über dem Unternehmen kein günstiger Stern zu walten. Während sich die anderen Geschäfte in dieser Straße vergrößerten, hielt die Drogenhandlung nicht mit dem allgemeinen Fortschreiten gleichen Gang. Von den Einnahmen wurden kaum die Schulden begahlt. Das wortfarge Wesen des Verkäufers war einmal nicht geeignet, die Kunden zum Wiederkommen zu bewegen und nur die sprichwörtliche Höflichkeit des armen Karl zog die Kinder der Straße diabolisch an. Sie kamen in Scharen, um für ihre Pfennige und halben Groschen Neglige und Lakriken bei „Prechtler's Nachfolger“ zu kaufen. Das rote, häurische Gesicht mit den grellen Feuernarben, die wie ein mit Höllenstein eingegrabenes Zickzack das Gesicht hinauf, und von der Stirn wieder hinunterliefen, beschäftigte die Phantasie der kleinen Pflastertreter aufs äußerste, und Karl war nicht erstaunt, wenn um zwölf Uhr, nach der Schule, die Ladenthür in unaufhörlichem Klappen ging. Er gewöhnte sich an die dreisten und doch unschuldigen Blicke, und während er den Allerkleinsten, die nur stumm von weitem standen, freundlich winkte, und sich zu ihnen hinabbeugte, hielt er ihnen sein Gesicht wie eine Dankkarte entgegen und sagte ohne jede Bitterkeit: „Faßt an, es ist nicht nur gemalt. Und sagt Curer Mama, daß wir keine Toilettenseife haben, mit m' hübschen, kleinen Kuckuck drauf.“

Denn gegen die Kinder war er nicht verschlossen, und sein geringes Talent, Propaganda für das Geschäft zu machen, entlud sich ihnen gegenüber in heiterer Natürlichkeit. Sein Wesen war wie ungewandelt, wie von weichen, zarten Händen berührt, wenn er mit ihnen sprach. Noch immer hatte er sich die Schwärmerei für zarte, liebliche Gesichter bewahrt, und wie einstmals Minja gegenüber, konnte er noch jetzt vor Glück erröten, wenn ein kleines Händchen sich vertrauensvoll in seine Hand legte, oder ein bittendes Kinderauge zu ihm aufschaute.

Es war ein stiller, goldner Oktobertag. Draußen in den Vororten war der Zuzug von Sonntagsausflüglern längst im Annehmen begriffen. Kein lustiger Gesang, kein zum Chor anschwellendes Zehlen heimkehrender Naturschwelger ertönte mehr an den bereits lang und kühl gewordenen Abenden in den Straßen; die Bahnhofswirtschaften bekamen einen Ausdruck von kleinstädtischer Verlassenheit und Langeweile. Die Pferdebahnen in den Berliner Vororten bimmelten langsam im Gefühl ihrer Ueberflüssigkeit an den Biergärten vorbei, an denen sie sonst so unumstößlich zum Halten gezwungen worden waren. Gleichgültige Kellnergesichter, welkende Blätter, verschlossene Fensterläden und festgerammelte Schaukeln und Karoussells kündigten die große Stille an, die sich „fern von Berlin“ und doch so nah der großen, glänzenden Lebestadt, langsam auszubreiten begann.

In Tempelhof war die Stille nicht weniger fühlbar, und es gab Tage, wo der schmucke Ort, den die gerade, kahle Chaussee mit Berlin verbindet, wie ein abgeknurrtes Spielwerk dalag, ohne Geräusch, ohne Musik und Geräusch. Die Rentiers und Kleinbürger,

die sich ihr Nest da draußen zusammengetragen hatten, saßen hinter den mit Blumentöpfen vollgepfropften Fensterbrettern und rauchten ihre Pfeife, oder blickten gelangweilt in den Vorgarten hinaus, wo die Rosenstöcke unter den Stroheinpäckungen wie Vogelscheuchen auf die Straße drohten.

In der kleinen Hofwohnung der Brinkmanns, die sich gleichfalls eines winzigen Gärtchens freuten, hatte die Großmutter bereits in allen drei Stuben Feuer eingelegt, denn es war neuerdings Pauls Angewohnheit, aus einem Raum in den andern zu irren, niederzujäten, wieder aufzuspringen und abermals den Rundgang anzutreten, als könne er nirgends Ruhe finden.

Die alte Frau machte gleichfalls ihre Gedanken über die Vergangenheit, aber sie waren abgeklärt und ruhig, wie das stille Herbstsonnenlicht, das draußen den goldenen Knauf am Tempelhofer Turme vergoldete. Johanne war so sanft gestorben, voll heller Freude auf den Himmel, und auf das Wiedersehen mit den kleinen Brüdern! Seit dem erschütternden Schrecken und den ihm nachfolgenden Aufregungen nach dem großen Brande war ihre schwache Lebenskraft zusammengesunken, daß ein seliges, schmerzloses Ende die einzige Lösung war, die man dem kraftlosen Dasein wünschen konnte.

Und die stille, geweihte Erinnerung an ihr liebevolles Leben, an ihre zarte Dankbarkeit stand wie ein tröstlicher Stern über der Nacht, die der Tod der geliebten Menschen für die Angehörigen bedeutet. Ein Vöglein hatte aufgehört zu singen; eine Frühlingsknospe hatte der Schnee bedeckt. Aber wartet nur, wenn's Frühling wird erst für uns Alle! Frühling dort oben hinter den ewigen Thoren! Dann hören wir wieder unseres Vögleins Lied! Dann küssen wir die aufgeblühte Knospe.

So dachte die alte Frau. Und ihre Gedanken waren nur die Fortsetzung der Reihe von Hoffnungen und Ueberzeugungen, die sie mit dem Jenenseits verbanden.

Und sie begriff nicht, wie es in ihrem Paul hatte so dunkel werden können, daß er verzweifeln wollte.

Sie brachte ihm das Kind und setzte es auf seinen Schoß. Zerstreut fuhr er mit seiner Hand durch die blonden, spärlichen Lockchen, und ein bitteres Lächeln ging über sein Gesicht.

Erstaunt, ganz fassungslos horchte er auf das liebevolle Geplauder, das die alte Frau mit dem Urenkel führte. Wie war es möglich, daß ihre Kraft nicht brach an dem harten Kampf des Lebens? Und wie gebannt lauschte er ihrem Treiben und Thun, ihrem Hin- und Hergehen, ihren wirtschaftlichen Verrichtungen, den Worten, die sie mit einer Nachbarin wechselte. Ihre Sehnsucht, das mußte er, war schon längst zu der besseren Heimat eingegangen, und doch gehörte noch ihr Schaffen und Vollbringen, jede sorgende Mühe und ihre ganze, schwache, achtzigjährige Kraft diesem Leben und seinen Forderungen an.

Und er sehnte sich darnach, eine gleiche Fülle von Kraft und Lebensmut zu haben! — Sein Blick flog hinaus, über den engen Hof und die kahlen Felder. Wie goldbeschienen lag die Erde da, voll Verheißung, und selbst in dem kühlen, herben Sauch, der über die Felder segte, lag eine ermunternde Frische.

Sein Herz wurde sehnsüchtig und weit, er nahm Johanne's Bild von der Wand und lehnte seinen Kopf an das kalte Glas, an die Wange seiner Frau. O lebte sie, und könnte mit ihm hinaus, über die Felder fort, hinein in den fernen Herbstsonnenglanz! Er riß das Fenster auf, erregt winkte er hinaus, als sähe er sie ferne schreiten und könne sie zu sich rufen.

Die Großmutter trat ein.

Es war Paul des Jüngeren fünfter Geburtstag, und sie hatte eine ganz besondere Freude für den Kleinen. Sie wollte ihn nach dem Zirkus Renz mitnehmen, für den ihr die Nachbarin, eine Maschinenmeistersfrau, zwei Freibillets gebracht hatte. Bisher hatte sie alle die freundlichen Anerbietungen der jungen Frau, die durch ihren im Zirkus angestellten Mann mitunter Tribünenbillets erhielt, kurz abgewiesen, denn ihr stand der Sinn nicht nach landläufigen Vergnügungen. Seit aber, an dem Erinnerungstage, war ihr Großmutterherz schwach und überströmend liebevoll gestimmt, und sie war fest entschlossen, dem Geburtstagskinde alle die Wonnen zu bereiten, die es zur Feier seines Tages beanspruchen durfte.

Sie und der Kleine waren längst zum Ausgang bereit. Paul blickte sie an, wie sie da in der Thür standen, die weißgelockte Frau und das blondlockige Kind, beide in ihrem Sonntagsstaat, und beide in den weiten Kellerrinnen, den riesigen Kapuzen an großmütterlicher Schwürdigkeit einander gleich.

„Bist Du fertig?“ fragte die Großmutter.

„Ach komme,“ sagte Paul. Er nahm die Bürste vom Schrank, fuhr über Ärmel und Rockfragen, nestelte eine neue Kravatte um, und zog sich die Handschuhe an.

Es war das erste Mal seit langer Zeit, daß er sich auf eine solche Weise zu einem Ausgang rüstete. Er war gleichgültig geworden gegen sein Neuzeres, wie gegen alles, was um ihn herum vorging, seit Johannens Tode.

„Sieh, sieh,“ sagte die Großmutter, „wie fein Du bist, mein Jung.“ Es war auch das erste Mal, daß sie ihn wieder so nannte — seit langer Zeit. Er hatte sich abgeschlossen gegen sie, wie auch gegen das Kind, eine stumme Fremdheit war zwischen ihn und seine Nächste getreten, und als ihn nun die lieblosenden Worte so zutraulich trafen, da errödete er wie in Schuldberührung.

Paul der Jüngere war schon die Treppe hinab, vorangelaufen. Da stand er unten im Hofe in dem langen, runden Polizistenmantel, großväterlich, und mit der dickgefütterten Frauenkapuze zugleich großmütterlich. Ein Zwischending zwischen Knabe und Mädchen, eins von den kleinen, hilflosen Produkten, die kein Vater zurechtstutzt und keine Mutter glättet, und in denen zitternde, zärtliche Großmutterhände die gute alte Zeit wieder aufleben lassen.

Die Kinder lachten, als Paul so gravitatisch aus der Hausthür stolz kam, aber er beachtete es nicht, seine Gedanken waren vom Zirkus erfüllt, diesem rätselhaften Wunder, das er heute sehen sollte! Als er aber zwei Stunden später an der Hand des Vaters den Schauplatz seiner Phantasie betrat, da stockte das kleine Herz und die Augen wurden heiß, wie die eines Fiebernden.

Nach Paul der Ältere, der so lange in freudloser Einsamkeit sich vergaben hatte, suchte zusammen als die Ströme hellen, berauschenden Lichtes auf ihn eindringen, als muntere Musik ihm entgegentönte und ausgelassenes Gelächter an seine Ohren klang.

Die Welt, die sich amüsiert, von der er so lange nichts mehr gewußt hatte!

Der kleine Paul hielt des Vaters Hand mit seinen Fingern so krampfhaft umschlossen, als fürchte er zu fallen.

Momentan mußte er die Augen schließen. Die großen, freideweißen Männer in der Manege, mit den blutroten Mäulern und den spitzen Zippelmützen auf dem Kopf, verwirten ihn höchlichst. Aber die Großmutter, die hinter ihm her schritt, tröstete ihn: „Kuck' man ruhig hin, mein Pauleken. Die dürfen nich vor, und zu uns hin. Die thun auch man bloß so.“

Paul der Jüngere konnte nicht fassen, daß sie man bloß so „thaten“, während doch die Ohrfeigen, die sie einander austeilten, ein lautes, gefährliches Klatschen verursachten. Empörung und tiefes Mitleid malte sich in seinen Kinderaugen, seine bewegliche Oberlippe zitterte, und in dem Maße als sich die rohen Ohrfeigen verstärkten und auf die freideweiße Backe des kleineren Clowns hageldicht niederprasselten, verstärkte sich zugleich die Erschütterung in seinen Zügen. Plötzlich schreckten alle Umstehenden auf. Ein lautes, bitteres schmerzliches Kinderweinen, das aus den hintersten Reihen kam, ertönte in die Späße der Bajazzi hinein.

„Am Gotteswillen — bring' ihn hinaus, Großmutter,“ flehte Paul der Ältere, der sich umsonst bemühte, den aufgeregten Sohn zu beruhigen. „Ruhe da, — still doch!“ tönte es zu der Ecke hinüber. Die alte Frau war aufgestanden. „Komm — weine nicht, mein gutes Kind,“ sagte sie laut und trotzig, indem sie mit feindseligem Blick die Umstehenden maß. Sie nahm den Kleinen, der noch immer unaufhaltsam schluchzte, auf den Arm und trug ihn hinaus. „Sast recht, daß Du heulst,“ sagte sie mit überzeugter Stimme, die voll Trost und Liebe war. „Das ist wie's liebe Vieh — für uns beide da ist das nichts.“ Sie führte ihn die Treppe

hinunter, in den Rundgang, der sich rings um die Manege, unter den Logen und Tribünen fort, hinzieht. Langsam schritten sie in der vereinsamten, schmalen Rundbahn auf und ab. „Wir gehn auch gleich wieder nach Hause!“ flüsterte die alte Frau. Plötzlich stieß sie einen Schrei der Ueberraschung aus. „Nettchen!“ schrie sie laut, mit einer Stimme, in der Fassungslosigkeit, Hoffnung und Zweifel zu gleichen Teilen kämpften.

Aus einem der Holzverschläge, welche zu den „Garderoben“ führten, war Nettchen getreten. Ueber dem Arm trug sie eine Anzahl bunter, phantastischer Kleidungsstücke. Als traue sie ihren Augen nicht, starrte sie auf die Erscheinung der alten Frau. Doch nur einen Moment. Dann stieß sie einen jubelnden Schrei aus, und wie sinnlos warf sie sich der Greisin an die Brust.

Schmetternde Musik, lautes Lachen des Publikums, ungestüme Bravorufe, — Wellen und Wogen entfernten Lärmes, der zu der einsamen Gruppe hinüberdrang — versunken in dieser Anarmung, in der sich die Trennung so langer Jahre endlich zu Thränen, zu schluchzenden Worten auflöste, standen sie aneinander gelehnt, und vernahmen nichts von dem verworrenen Getöse. Nettchen hielt ihre Rippen auf die zerfurchten Greisenhände gepreßt, ihr Arm stützte die schwanke, alte Gestalt. So standen sie lange, bis der kleine Paul, der, verwirrt von der Szene, beiseite blieb, sich an die Großmutter drängte und eindringlich seinen Kopf zwischen ihre Kleiderfalten schob — da sah ihn Nettchen, kniete nieder vor ihm und legte bittend, fast andächtig ihre Arme um den blonden Vorkopf, aus dem ihr des Jugendfreundes schüchterne Augen entgegenstauten.

Paul der Ältere hatte in großer Unruhe den Fortgang der Vorstellung über sich ergehen lassen. Paul und der Großmutter langes Fortbleiben ängstigte ihn. Er wäre gern aufgestanden, um ihnen nachzugehen, aber er zitterte davor, dieselben Blicke, welche vorhin so verweisend seinen Sohn getroffen hatten, nunmehr auch auf sich zu lenken. Eine furchtbare Schüchternheit hielt ihn gepackt. Die Programmnummer ging vorüber, eine neue begann und neigte sich bereits gleichfalls ihrem Ende, ohne daß er es gewagt hätte, sich zu entfernen. Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er fühlte, daß, so groß seine Sorge um seine beiden Angehörigen war, es ihm physisch unmöglich sein würde, sich während der herrschenden, andächtigen Stille aus der dichtgedrängten Reihe zu erheben, um an Allen vorbei nach dem Ausgange zu streben.

Heiße Scham vor seiner eigenen Feigheit erfüllte ihn. Warum war er hergekommen aus seinem verborgenen Winkel — er, der das Leben fürchtete, der vor den Menschen zitterte, der sich wie ein Maulwurf ungehört dahinstahl, der keinen Mut zum Dasein hatte, und zu furchtbar war, um dem geringsten Kampfe ins Auge zu sehen? So war er gewesen von Jugend an — damals als ihn noch die Schulkollegen mit seinem kurzen Fuße höhnten, damals als er Nettchen liebte, damals als das Geschäft abbrannte, damals als Johanne starb. So war er und blieb er bis in die kleinen Gelegenheiten hinein, in denen das Leben von ihm die geringste Kraftanstrengung, den kleinsten Beweis von männlicher Selbstständigkeit forderte. Er vermied, er floh den Kampf, — und er würde mit den Seinen untergehen in der Armut und Hilflosigkeit, die seit dem Unglück über sie hereingebrochen waren, — er würde das Geschäft völlig zu Grunde gehen lassen, und sich auflösen in dieser grauen Schwermut, dem dumpfen Zagen und Bangen.

(Fortsetzung folgt.)

≡ Allerlei. ≡

Elektrische Bahnen ohne Geleise. Wie die Elektrizität mehr und mehr alle anderen Betriebsmittel des Straßenverkehrs verdrängt, so läßt sich wohl auch voraussagen, daß sie bei der Umwälzung der Straßenbahnen nicht stehen bleiben wird. Das elektrische Automobil könnte, wenn sich der neue Akkumulator Edisons bewährt, recht bald zum Sieg über Benzin-, Petroleum- und Dampfswagen gelangen, und ebenso die Versorgung der Motorräder an sich reizen. Nicht bewährt hatte sich bisher der elektrische Omnibus, aber schon zeigt sich eine wichtige Neuheit, die als Ersatz in Frage kommen und eine große Bedeutung erlangen kann, nämlich die elektrische Bahn ohne Geleise. In Frankreich hat man bereits vor längerer Zeit Versuche gemacht, während man in Deutschland vor kurzem in der sächsischen Vielathalbahn das erste Beispiel dieses neuen Beförderungsmittels geschaffen hat. Die Bahn gleicht einem gewöhnlichen elektrischen Straßenbahnwagen, der oben seinen Schleifbügel oder seine Schleifrolle trägt, um dadurch den Anschluß an die über ihm befindliche Stromleitung zu gewinnen. Ein Geleise aber ist nicht vorhanden, der Wagen läuft vielmehr auf der bloßen Straße. Die Schwierigkeit in der Ausbarmachung eines solchen Gefährts lag darin, daß in der Bauart des Wagens ein Ausweichen der Räder aus einer bestimmten Spur und Richtung vermieden werden mußte. Das ist nun so völlig gelungen, daß nicht nur die hinteren Räder des Wagens genau den Vorderrädern folgen, sondern auch die Räder eines Anhängewagens in derselben Spur bleiben. Die Geschwindigkeit eines Wagens mit Anhängewagen erreicht 9 Kilometer in der Stunde und kann auch bei starken Steigungen innegehalten werden.

Ein Röntgen-Automat. In Amerika ist jetzt, wie der „Electrician“ erfährt, ein Patent für einen merkwürdigen, echt modernen Apparat

erteilt worden. Es ist ein Apparat für Röntgenstrahlen zu öffentlichem Gebrauch. Sein Neuzeres ähnelt den Autoskopen, die jetzt allenthalben zu sehen sind und gegen Einwurf eines Nickels ihre Bilder vorführen. Bei jenem Apparat wirft der Kunde eine Münze in den Schlit, dreht den Hebel und streckt seine Hand, oder was er sonst besichtigen will, in eine beiderseits offene Schachtel. Er sieht dann durch einen fluoreszierenden Schirm in den Apparat und erblickt seine Hand oder den betreffenden Gegenstand „erleuchtet“. Die Bauart des hübschen Spielzeugs bedingt, daß die eingeworfene Münze den Stromkreis einer Induktionspule schließt; der Strom wird durch Trodenelemente geliefert, außerdem ist natürlich unter der Schachtel eine Röntgenröhre angebracht.

≡ Unsere Bilder. ≡

Seerosen. Fast geräuschlos gleitet der Kahn mit den beiden Fischerkindern über die spiegelnde Seefläche. Die Sommerjonne sendet ihre leuchtenden Strahlen über das Wasser, in dem sich der tiefblaue Himmel widerspiegelt. Der Knabe lenkt das Fahrzeug in eine kleine Bucht, wo überhängende Weidenbüsche am Ufer auch das Wasser beschatten. Hier blühen Hunderte von Seerosen. Zwischen den breiten grünen Blättern schimmerten sie im zartesten Weiß; die aufgeblühten lassen den goldenen Kelch sehen, während die Knospen oft rosa getönte Blättchen aufweisen. Die beiden Kinder pflücken von den prächtigen Wasserrosen, was sie erreichen können. Unser Bild mutet uns an wie ein sonniges Märchen aus Kindertagen. Wir spüren den Mittagszauber und es ist uns, als ob nun aus den kühlen Fluten die Wasserkönigin mit ihrer Nixenschär aufsteigen müßte, von Seerosen umkränzt, um die staunenden Kinder in ihr Kristallschloß auf blühendem Eiland zu führen, in das Reich der Märchenträume.

Ave Maria. Wenn der Abend auf die Lagunenstadt nieder-
sinkt und die Sonne rotglühend im Meer untergeht, dann ertönt
von allen Thürmen das Abendgeläut. Ave Maria! Und die Men-
schen halten in ihrer Arbeit an und falten fromm die Hände. Unser
Bild zeigt uns eine junge Mutter, die mit ihrem Cambino betend
vor ihrer Schutzheiligen steht, während über die schimmernden
Dächer das Ave-Läuten klingt. Sie hat vieles zu erbitten für sich,
den Gatten und das Kind. Und die Hoffnung auf Erhörung ihres
Gebets verklärt ihre Züge. Das Läuten verstummt allgemach,
Abendschatten senken sich auf die Wasserstraßen, aber die Stirn der
jungen Mutter umstrahlt der Widerschein glücklicher Zuversicht.

Die Sachsenklemme. Wer vom grünen Brennerpaß nach
Süden wandert, kommt, über Gossensaß hinuntersteigend, bald in
eine große Thalweitung, in deren Mitte sich eine uralte sächsische
Siebelung, mit dem echt deutschen Namen Stierzing, zeigt. Manche
Kämpfe haben hier stattgefunden, deren härtester wohl jener sein
dürfte, den zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Franzosen und
deren deutsche Hilfstruppen gegen die aufgestandenen Tiroler aus-
zufechten hatten. In der Nacht vom 4. zum 5. August 1809 griffen
die Tiroler hier die mit den Franzosen verbündeten Sachsen an
und rieben in der Schlucht zwei sächsische Regimenter vollständig
auf. Vor kurzem wurden zum Gedächtnis an diese That drei Denk-
mäler errichtet. Das erste ist das Kreuz auf dem Sachsenader bei
Oberau, zum Gedächtnis für die vielen Sachsen, die dort ruhen,
dann das „Kapitän-Denkmal“ und endlich das große Hauptdenk-
mal, ein einfacher, aber würdiger Obelisk mit dem sächsischen und
dem Tiroler Wappen in Sack bei dem „Gasthof zur Sachsenklemme“
(einem modernen Hause). Unser Bild zeigt uns letzteres in natur-
getreuer Wiedergabe.

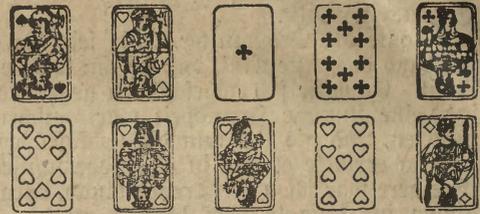
☞ Gemeinnütziges. ☞

**Neue Art der Reiszubereitung zu Trisaffee und gedämpftem Ge-
flügel.** Statt der Kartoffeln, die gegen Ende des Winters ohnehin
nicht mehr allzu wohlgeschmeckend sind, ist allen Hausfrauen das
folgend beschriebene Reiszgemüse als Beigabe zu gebratenem, vor
allem aber zu jeglichem gedämpftem Fleisch zu empfehlen. Die
Zubereitung ist an sich einfach, doch muß sie aufs genaueste inne-
gehalten werden, da man nur in dem Falle die Reiskörner weich,
aber in ganzer Form erhält. Man bringt einen Liter Wasser mit
einer kleinen feingeschnittenen Zwiebel in einem hohen Topf ins
Kochen, salzt das Wasser, giebt 250 g gut gewaschenen Reis hinein
und kocht diesen stark sieben Minuten. Man schüttet dann den
Reis auf einen Durchschlag, schwenkt ihn darin, daß er gut trocken
wird, und schüttet ihn nun so trocken ohne weiteres in den Kochtopf
zurück. Man legt auf den Reis zwei Eßlöffel reines, gutes
Schweineschmalz und stellt dann den Kochtopf gut geschlossen an
eine nicht zu heiße Herdstelle. Nach etwa 10 bis 15 Minuten —
die Zeit richtet sich nach der Sorte des Reis — schüttet man den
Reis leicht ein wenig auf. Man wird ihn jetzt schneeweiß und
flochtig und genügend weich finden. — Man darf statt Schmalz nicht
etwa Butter nehmen, da diese den Reis gelblich macht.

**Farbige Teppiche zu säubern und die Farben wieder aufzu-
frischen.** Man bestreue den Teppich mit Kochsalz und Weizenkleie
— beides zu gleichen Teilen — reibt etwas fest und bürste sie
sauber ab.

☞ Nachtsch. ☞

1. Skataufgabe.



Vorhand spielt auf obige Karte, da Coeur-Solo von Hinterhand
mit Pik-Solo überboten wurde, einen Grand und gewinnt mit
mindestens 68 Augen. Dürften die Gegner je eine Sieben mit
einander tauschen, so würde die Vorhand das Spiel verlieren.
Wie sind die Karten verteilt und wie ist in beiden Fällen der
Gang des Spiels?

2. Rätsel.

Daß schwer ich sei, kann niemand sagen,
Gar leicht wird mich ein jeder tragen,
Denn kaum zu fühlen bin ich fast.
Läßt man mein letztes Zeichen fehlen,
So hab ich oft der Menschen Seelen,
Bedrückt mit schwerer Vergesast.

3. Silbenrätsel.

am ba be bu das di ger ha hau li lus mi na ne ni o o o
par ra ri sen tiv za.

Aus obigen 24 Silben und Buchstaben sind acht vier-
silbige Wörter zu bilden, deren Anfangsilben noch hinzugefügt werden
müssen. Die Wörter bezeichnen: 1. einen König von Sparta,
2. eine Stadt in Mexiko, 3. einen Fall der Deklination, 4. einen
König des Volkes Israel, 5. eine Fabrikstadt in der Provinz
Sachsen, 6. ein Musikinstrument, 7. eine türkische Stadt am Mittel-
meer, 8. einen italienischen Lyriker. — Die Anfangsilben der
Wörter nennen eine Person aus Goethes „Torquato Tasso“.

4. Rätsel.

Wir eilen durchs Weltall auf schwindelnden Pfaden
In ständigem Laufe, der nie hat ein Ende;
Wir machen Frau Sonne stets Fensterparaden,
Damit sie ihr Lächeln, das goldne uns spende.

Nun raub aus der Mitte uns eilig ein Zeichen,
Und sieh, unsere wandernde Schar, sie verschwindet,
Um einem begnadeten Dichter zu weichen,
Dem freudig die Nachwelt den Ruhmeskranz windet.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Not kennt kein Gebot.
2. Der Buchstabe b.
3. Zientjin aus: Keitsch, Antimon, Nysten, Arendal, Pistole, Falster, Seltion, Drenthe.
4. Tonleiter.

☞ Lustiges. ☞

Immer Jurist.



„Denken Sie, Herr Assessor, dem armen Herrn drüben hat man
diese Nacht den Fuß abgenommen!“
„Diese Nacht — hm, das wäre ja Diebstahl unter erschwerenden
Umständen!“

Spekulativ.

Marqueur: „Heizen S' doch
nicht ein! dann spielen die Gäste
Billard, damit ihnen warm
wird!“

Kleiner Irrtum.

„Wie geht's, Herr Mayer, was
macht die Frau Gemahlin, wie
geht's Ihrem Sohn?“

„Dank schön, Herr Nachbar
— bin zufrieden! . . . Nur mit
meinem Sohn, da ist's ganz aus.
Seit dem der beim Ruderklub,
ist er ganz Sportsman. Ueber-
all hat er jetzt sein Klubzeichen
„R. C.“ — im Kravatt'l, auf den
Manschettenknöpfen, an der Uhr-
kett', und neulich bringt er gleich
gar einen Thermometer heim mit
dem allergrößten „R. C.“ drauf!“

Freundschaftlicher Rat.

A.: „. . . Alle meine Versuche
mich Fräulein Dr. jur. Müller
zu nähern, sind bis jetzt fehl-
geschlagen! Wenn ich nur wüßte,
wie ich es anfangen sollte, mit
ihre bekannt zu werden!“

B.: „Bringen S' doch Einen
um, und übertragen S' ihr die
Verteidigung!“

Durch die Blume.

„Heute Mittag werde ich kochen,
lieber Mann!“

„Warum denn?“

„Mama hat mir's geraten!“

„Aber, Alma, laß' Dich doch
nicht so aufheizen gegen mich!“

Gut deutsch.

„Du, Mutter, aber heut' is
hoax!“

„Schäm Dich doch, Lilly! Es
heißt nicht hoax — heiß hoaxt's!“

Kunst geht nach Brot.

„Wieviel Bände wird Ihr neuer
Roman haben?“

Schriftsteller: „Ich muß
meine Frau fragen, wie es in
diesem Monate mit dem Wirt-
schaftsgeld steht.“

Ein Titelsüchtiger.

Jagdpächter Dagobert Spann,
der schon längst einen Titel haben
wüßte, läßt, als er Nachbar eines
königlichen Rebiere geworden, auf
seine Visitenkarte sehen:

Dagobert Spann
Königlicher Revier-Angrenzer.